

A low-angle photograph of a man climbing a rope ladder on a ship's mast. The ladder is made of thick, light-colored ropes. The man is wearing a white t-shirt and dark shorts. The mast is a dark wooden pole. The background is a clear, bright blue sky. The text is overlaid on the image.

Rüdiger Neukäter Auf Reisen

Geschichten von Unterwegs

Rüdiger Neukäter

Auf Reisen

Geschichten von unterwegs

Fotos und Illustrationen: Ildiko Hajnal

Books on Demand

INHALT

Vorwort

Immer wieder Griechenland

Begegnungen mit Griechenland!

Pater Gabriel

Api, mein Freund

Griechenland ist nicht Europa – oder ‚Dalaras auf der Wiese‘

Oregano

Buzoukia in Stagiates

Bilder in Katothori

Ein Toter zu viel

Navigator an Bord

Und dann noch der Rest der Welt!

Beduin Beduin (Ägypten 1998)

Auf dem Berg Sinai (Ägypten 2000)

Onkel Willy und die Flamingo-Insel (Djerba 1998)

Geteiltes Badewasser – Der Fundamentalist (Djerba 1998)

Auf der Suche nach dem Löwen (Kenia 1995)

Don Klaus und die Bahia de Montereyna (Costa Rica, 2001)

Der Elefantentrick (Sri Lanka 1999)

Kathmandu – Pokhara (Nepal 1997)

Reiseführer in Patan (Nepal 1998)

Rafting auf dem Kali Gandaki (Nepal 1997)

Tiger Camp - Chitwan (Nepal 1997)

Batang Ai und Winston Marshall (Borneo/Sarawak
2002)

Der ‚Farang‘ (Koh Chang/ Thailand, 2004)

Nyepi - „Tag der Stille“(Bali 2008)

Murli (Jaisalmer/Indien 2001)

Lehrgeld (Sulawesi/Manado 2006)

Shopping in Singapur (2005)

Die verlorenen Sandalen (Myanmar 2007)

Massage Massage (Vietnam 2005)

Vorwort

Ich sitze fern der Heimat an einem Swimming-Pool im Schatten. Die Sonne ist tropisch und sengend-heiß. Der Pool liegt auf einer Anhöhe. Mein Blick schweift in die Ferne.

Ildiko, meine Frau, liest, die mitreisende Christine sonnt sich, der Christine-Ehemann Uwe schaut versonnen in die Weite und träumt. Neben mir planscht man unverschämt fröhlich im Wasser.

Nur ich, ich allein, muss arbeiten. Schreiben ist Arbeit. Glaube ja niemand, Ägypten oder Asien oder sonstwo falle einem einfach so ein, purzele gewissermaßen aus dem Dichterärmel. Von wegen! Nachdenken muss man, das Erlebte filtern, in die Weite starren und nach innen schauen, tief in sich hinein.

Ich reise gerne und viel. Mit offenen Augen und offenem Herzen. Man erlebt Neues, sieht Exotisches, begegnet Menschen, entdeckt unglaubliche Landschaften. Man ist erstaunt, hingerissen, benommen, fasziniert. Was mir begegnet, speichere ich auf meine Art, mit Wörtern und Sätzen. Das ist mühsam und bisweilen zeitraubend.

Warum ich mir dieses Suchen nach den rechten Worten antue, dieses mühsame Beschreiben des oftmals Unbeschreiblichen? Irgendeinmal habe ich damit angefangen, in Kalifornien oder in Ungarn oder ich weiß nicht mehr wo, habe die Reise beschrieben, die Gefühle umschrieben und denen, die mit mir waren, die Befindlichkeiten, Erlebnisse, Abenteuerlichkeiten auf Papier festgehalten. In Krakelschrift, manchmal im Liegen und Stehen, bei Wind und Wetter, zur See und in der Luft. Wann immer sich Zeit dafür fand. Ich speicherte Eindrücke, schilderte und schrieb auf, was mir des Aufschreibens wert schien. So sind die ersten Reisetagebücher entstanden, Urlaubserinnerungen eines Pauschalreisenden. Aus so einer

Halbdutzendserie entsteht allmählich eine innere Notwendigkeit, die Erlebnisse auch weiterhin zu Papier zu bringen. Man selbst erwartet es von sich, die Frau, die Kinder, die Freunde, die Mitreisenden. „Hast du wieder alles aufgeschrieben?“ Ein paar Wochen später, möglicherweise auch erst kurz vor der nächsten Reise, ist dann der Bericht fertig.

Wieder sind wir irgendwo gelandet. Wieder sitze ich da und schreibe. Das dauert, ehe ein paar Seiten gefüllt sind. Was könnte man in der Zeit alles tun? Schwimmen, am Strand Volleyball spielen, lesen, Stattdessen kaue ich am Stift und suche die Worte, die zu den Erlebnissen passen. Die Hefte füllen sich, Seite um Seite. Hin und wieder komme ich in Rückstand, wegen der vielen Unternehmungen und Ausflüge. Oder die Eindrücke sind einfach zu frisch und intensiv. Dann muss ich ein bisschen warten und sie sich setzen lassen, bis ich auf irgendeiner Terrasse die passenden Wörter finde. Wieder zu Hause, tippe ich dann den ganzen Kram noch einmal vom Blatt in den Computer. Dabei wird alles wieder lebendig und das ist schön und macht Spaß. Und wenn der Bericht fertig ist, hat sich die Arbeit gelohnt.

Dass bei solcherart Technik des Reisetagebuch-Schreibens eine Mischung aus Dichtung und Wahrheit entsteht, ist fast unvermeidlich. Manches ist, wenn es seine endgültige Fassung erfährt, schon verklärt vom Glanz der Erinnerung, mehrfach erzählt und ausgeschmückt.

Meine Berichte und Erlebnisschilderungen wollen kein Ersatz für Reiseführer oder kluge Bücher über Land und Leute sein. Was ich aufgeschrieben habe, ist subjektiv, bisweilen vielleicht naiv, manchmal möglicherweise sogar falsch. Doch, wer möchte, kann viel Wirklichkeit in meinen Erzählungen finden.

Im Laufe der Jahre sind drei Reisebücher entstanden: „Unterwegs in Südostasien und Indien“, „Unterwegs in Indonesien“ und „Unterwegs in Sri Lanka“. Daneben blieb

aber eine Menge auf Reisen zu Papier Gebrachtes liegen. Irgendwann kam dann der Gedanke, die interessantesten Episoden, Geschichten, Erlebnisse und Begegnungen zu einem Buch zusammenzufassen.

Die Reihenfolge der hier versammelten Beiträge, hat keine besondere innere Logik, außer der, dass die Erlebnisse der vielen Griechenland-Reisen zusammengefasst sind und dass, was geografisch zusammenpasst, auch beisammen geblieben ist. Man kann also in diesem Buch stöbern, in der Mitte oder am Ende beginnen und vorne aufhören. Je nach Gusto, Neugier oder eigenen Reiseerfahrungen. Natürlich ist in den Geschichten nicht alles auf dem Stand der Zeit. Manche Reisen liegen eben schon Jahre zurück.

Das Personal ist im Wesentlichen immer das gleiche. Meine Frau Ildiko ist immer dabei, unsere Freunde Christine und Uwe oft, und manchmal auch Inge und Gerd. Solch ein Reisen zu viert kann ich nur empfehlen. Und überhaupt, Reisen bildet und öffnet Horizonte. Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen.

In diesem Sinne wünsche ich, dass mein Buch viele Leser zum Reisen, Selbsterleben und auch zu Schreiben anregt.

*Rüdiger Neukäter
Kassel, im September 2010*

Und immer wieder Griechenland ...



Begegnungen mit Griechenland!

Ich war achtzehn Jahre alt und hatte gerade Henry Millers „Koloss von Mouroussi“ gelesen. Ich fühlte in mir die Begabung zum Bohemien und Weltenbummler mit der dazugehörigen Verachtung alles Dumpf-Bürgerlichen. Deutschland erschien mir so eng. Sein Himmel drückte aufs Gemüt. Ich befürchtete, in mir zu ersticken und gab meinem Land und seinen Menschen die Schuld. Millers Reisebuch öffnete mir Augen und wies mir den Weg. Ich entdeckte Seelenverwandtschaften, und dieses Land, das der alte Faun da beschrieb, schien auch mein Land zu sein, mein Fluchtpunkt. Also beschloss ich, unverzüglich nach Griechenland zu reisen.

Es wurde die erste Begegnung. Ich fuhr mit dem Zug und kam verschwitzt und schmutzig auf dem staubigen Vorstadtbahnhof Athens an. Nach zwei Tagen floh ich die Stadt mit den für meinen Geldbeutel zu teuren Hotels, den verkehrsverstopften Straßen und der von Touristen durchtrampelten Plaka. Die Akropolis nahm ich noch mit, fürs Museum fühlte ich mich zu jung und lebendig. Mir war nicht nach Altertümern zumute und schon gar nicht wollte ich auf den ausgetretenen Pfade der meisten Griechenlandsreisenden wandeln.

Ich wollte das echte, wahrhaftige, ursprüngliche Leben kennenlernen, also nahm ich - Deckklasse natürlich - die Fähre nach Syros. Von den Kykladen hatte ich viel Gutes gehört. Selbstverständlich befand ich mich in Gesellschaft all jener, die wie ich, zivilisationsflüchtig, nach dem Geschmack des Unverfälschten lechzten. Hippies nannte man damals diese Spezies Mensch. Und wir sahen auch alle so aus: unverfälscht, ursprünglich, wahrhaftig.

Auf Deck des Schiffes unter sternenklaarem Himmel verwöhnten mich bullig-kräftige Seeleute auf ihrer

Heimfahrt zur Insel. Sie hatten offensichtlich einen Narren an mir gefressen. Ich verstand zwar keines ihrer Worte, doch ihr Lachen sagte mir, dass sie mich verstanden. Sie waren mir sehr nahe. Die Männer fütterten mich wie ein aus dem Nest gefallenes Vögelchen mit Mezes, Brot und Oliven und ich bekam so viel Ouzo und Wein eingeflößt, dass ich mich wie im Olymp fühlte. Göttergleich. Am nächsten Morgen hing ich am Hafenkai von Syros, fühlte mich kotzelend und fand das Land und seine Menschen herrlich.

Dann begann ich mit dem ‚Insel springen‘: Santorini, Mykonos, Ios, Tinos, Kreta. Strohsäcke in der Jugendherberge von Thira, der Blick auf den steilen Mulipfad und das gute Gefühl, wieder allein auf der Insel zu sein, wenn die täglichen Horden der Kreuzfahrtschiff-Touristen die Sehenswürdigkeiten abgeklappert hatten und wieder auf den Mulirücken abwärts schaukelten zu ihren Luxuskabinen und Captain-Dinners. Das war nicht meine Welt. Ich hatte nur Verachtung für sie. Unsereins hauste im Schlafsack am Strand, eine kleine Schar Gleichgesinnter. Keiner von uns war älter als zwanzig, aber wir hatten unendliche Erfahrungen. Die Inselgriechen sahen unserem Treiben mit wohlwollendem Misstrauen zu.

Mykonos war damals noch griechisch, Kreta weitläufig, wild und einmalig. Um Heraklion herum balgten sich die Neckermänner, aber im Inneren der Insel und im Osten gab es nur Griechen. Und was für welche. Bärtige, schwarzlockige alte Männer mit dunklen Stirnbinden, verzehrenden Augen und faltiger Haut: Lauter Zorbasse. Vai, der berühmte Palmenhain war nichts weiter als ein Palmenhain. Nicht einmal ein Kafonion gab es. Nur Natur! Ich war im Paradies.

Nach acht Wochen musste ich wieder nach Hause. Zum Weltenbummler fehlte mir irgendeine Kleinigkeit.

Doch ich schrieb vieles auf, lebte aus den Erinnerungen: Wie ich in den Bergen beim Aufstieg zum Psiloritis von einem Schafhirten mit Schafkäse und Wein beköstigt wurde.

Er war so herzlich gewesen, nachdem er mich, plötzlich wie ein Satyr hinter einem Baum hervorspringend, zuerst heftig erschreckt hatte. Nur dass er Deutsch sprach und von seiner schönen Zeit in Rüsselsheim schwärmte, störte mich in der Idylle. Von Phaistos am frühen Morgen schrieb ich und auch von Matala mit seinen Höhlen und einem Wirt, der mich nach zweimaligem Besuch seines Restaurants zu seinem Freund erklärte und mir kostenlos Speis und Trank vorsetzte.

Wieder zu Hause fühlte mich nach diesen Griechenlandwochen noch enger und die Menschen kamen mir noch kleinmütiger, verschlossener und trauriger vor. Ich hatte das typische Griechenlandsyndrom.

Halbherzig studierte ich vor mich hin und verbrachte viel Zeit damit, von Hellas zu träumen und die nächste Reise zu planen. Die unternahm ich dann mit einer Freundin in einem winzigen Fiat. Griechenland war genauso schön wie im Jahr zuvor: Wir erkundeten Syros, Skopelos, Euböa. Dort in der kleinen Hafenstadt Kimi errichteten wir unser Zelt unter Pinien auf einem Friedhof. Nachts spukten die Toten und lehrten uns ein gespenstisches Griechisch.

Ich blieb Griechenland treu, Jahr für Jahr, bis ich meine Frau kennenlernte. Sie überzeugte mich, dass auch das bürgerliche Leben seine Reize haben könnte. Wir bekamen erst ein Kind, dann ein zweites, kauften ein Haus und ich pflanzte einen Baum, mähte, wie es sich gehört, den Rasen, sagte dem Unkraut den Kampf an und träumte in mond hellen Sommernächten von Griechenland. Ich wurde älter.

Diese ersten Jahre unserer Ehe müssen für meine Frau fürchterlich gewesen sein: ständig schwärmte ich von Griechenland: Ich nannte es immer häufiger Hellas.

„Du kannst Dir gar nicht vorstellen“, säuselte ich meiner Frau ins Ohr, „wie glücklich dort die Menschen sind und jeden Tag scheint die Sonne und der Himmel ist so blau wie..., ach, das kann man gar nicht in Worte fassen, wie blau er ist.“ Ich erzählte ihr unermüdlich von meinen Erlebnissen,

so lange, bis sie die Nase voll, es endgültig satt hatte und mir eines regnerischen Tages erklärte, sie wolle nun endlich nach Griechenland reisen und selbst die Bläue des Himmels ausloten. Ich jauchzte wolkenhoch und nur die Angst, ob Griechenland den Ansprüchen meiner Frau genügen würde, hielt mich davon ab, Flügel zu bekommen.

Wir ließen unsere kleine Tochter in der Obhut ihrer Großmutter, packten Zelt, Reiseführer, Badesachen ein und begaben uns auf den Weg. Auf der Überfahrt von Bari nach Patras wurde ich seekrank und auf Deck zu schlafen empfand ich jetzt viel härter und unbequemer als ich es in Erinnerung hatte.

In Patras holperten wir mit unserem VW an Land und gingen spazieren. Es war Frühling, überall grünte und blühte es. Ich kannte Griechenland, das ich immer nur im Hochsommer erlebt hatte, kaum wieder in seiner hellen, farbenfrohen Jugendfrische. Es war wie Deutschland im Sommer, ein bisschen wenigstens. Die Stadt roch nach frisch gemahlenem Kaffee, Gewürzen und pulsierendem Leben. Zwei alte Männer sprachen uns an, fragten, ob wir Deutsche wären. Sie luden uns zu einem Kaffee ein, und wir erklärten ihnen, dass Griechenland schön sei. Die beiden Alten bestellten Retzina. Meine Frau war begeistert: „Mein Gott, sind die Menschen hier freundlich. Und so herzlich und lieb.“ „Siehst Du“, erwiderte ich, „das habe ich dir doch jahrelang zu sagen versucht. Griechenland ist eben anders!“

Meine Frau zögerte noch ein paar Tage, sich ganz und gar rückhaltlos der Begeisterung hinzugeben, aber dieses Zögern war eigentlich nur noch ein Sich-Zieren. Sie war bereits angesteckt und bald wurde es unverkennbar: Auch sie hatte das Griechenland-Syndrom. Und sie ist es nicht mehr losgeworden.

Spätestens im Juni jedes Jahres bricht die Griechenlandsehnsucht aus. Vergeblich haben wir versucht, dagegen anzukämpfen. Schließlich schickten wir uns drein

und standen dazu. Es ist ja auch eigentlich nichts Ehrenrührires.

Zu gegebener Zeit packen wir Leinwand, Farben, Pinsel, Papier und Schreibutensilien ein. Am Ziel angelangt, schlagen wir, möglichst nahe am Meer, unsere Zelte auf und begeben uns unverzüglich an die Arbeit: Meine Frau malt, ich schreibe.

Und wir unterbrechen diese Arbeit nur, um gut zu essen und zu trinken, mit Freunden die Nächte zu durchzechen, beim Mittagsschlaf den Sirren der Zikaden zu lauschen oder rücklings in den Himmel zu blicken.



Pater Gabriel (1989)

Kastoria liegt im Norden Griechenlands. Die Griechen im Süden sagen, die Menschen dort seien gar keine richtigen Griechen und Griechenland fände nur in ihren Gefilden statt. Etwas ist dran an dieser unverschämten Behauptung. Aber immerhin herrschen die Farben blau und weiß auch hier vor. Und wie überall in Griechenland ist das abendliche Treiben in den Gassen bunt und verwirrend: chaotisches Durcheinander von Mopeds, wild hupenden Autofahrern, Kellnern, die mit Kaffeetabletts die Straße überqueren, flanierenden Jungmädchenscharen, Gewirr von Stimmen, Lachen und Musikfetzen. All das ist nicht anders als in Athen, Larissa oder in irgendeinem Aghios Nicolaos. Am Abend erwachen die Städte aus ihrem dämmrigen Halbschlaf und die Menschen fluten aus den Häusern.

Kastoria muss man sich erarbeiten. Doch das gilt ja fast für jedes Ziel in Griechenland. Überall geht es die Berge in kurvenreichen Fahrten bergan und dann lange bergab, zu Tal.

Kastoria liegt an einem Binnensee. Auf einer Halbinsel klimmen die Häuser die steilen Hügel hinauf. Zehn Prozent und manchmal sogar mehr beträgt die Steigung der meisten Straßen. Irgendwann ist man oben: Unverkennbar, denn dort liegt die Platia unter mächtigen Platanen, flankiert von graukuppeligen Kirchlein. Siebzig Kirchen soll es in Kastoria geben, drei schauen wir uns an. Das genügt: Alle sind sich mehr oder weniger gleich. Dunkelduftend im Halbdämmer der Ikonen, und an den Wänden blühen die Reste von Fresken.

Zu Füßen des Stadthaufens, ein Stück entlang der beiden Schenkel des Dreiecks, das die Halbinsel bildet, gibt es den Hafen. Ein wenig Mittelmeerstimmung herrscht sogar hier im Binnenland. Das Wasser aber ist trübe, fischreich, kaum

einladend zu einem Bad. Und es ist kalt! In Kastoria hat sich Anfang Juli der Sommer noch nicht so recht zum Ankommen entschlossen.

Einen Campingplatz gibt es laut Campingführer nicht. Als ich trotzdem frage, weist man mir die Richtung: Ein Stück um die Halbinsel herum, dort gäbe es einen. Nachdem wir uns zweimal verfahren haben, gelangen wir im dritten Anlauf zu einem weitläufigen Platz, auf dem, von Platanen beschattet, zwei kleine Kirchen stehen. Im Hintergrund sind auf Terrassen ein paar Zelte aufgebaut, daneben ein Wohnwagen und zwei Wohnmobile. Ein Schild weist darauf hin, dass es hier auch ein WC gibt. Ich erkundige mich bei einem der Wohnmobilbesitzer nach der Rezeption. Es gibt keine: Der Platz gehört der Kirche, man darf hier campen, Gebühren nimmt der Pfarrer nicht, hat aber eine offene Hand für Spenden.

Ein Restaurant gibt es auch. Ganz nahe am See glänzen im Schatten hoher Bäume einige funkelneue Metalltische. Daneben, fast auf der Straße, ruht sich ein Storch aus. Eines der langen, spindeldürren Beine hat er locker unter den Federrock geschoben. Man weiß bei Störchen nie, ob sie beobachten, schlafen oder einfach nur da sind. Ich glaube, dieser ist einfach nur so da. Ein zweiter Storch stelzt die Straße entlang. Er lässt sich gerne fotografieren, frontal oder im Profil, das ist ihm egal. Mit den Touristen kennt er sich aus. Nur wenn sie zu unverschämt werden und ihn gar berühren wollen, hebt er ab in die Lüfte, segelt, die Flügel weit gespreizt, ein paar hohe Runden, umkreist sein Revier und landet sanft auf einem Felsen. Er benimmt sich sehr theatralisch. Ein paar Katzen streunen auch umher.

Plötzlich kommt ein Pope auf uns zugeeilt. Er hat ein rundliches, gebräuntes Gesicht und sehr lebhaft Augen. Das schwarze Haar und der lockige Vollbart bilden eine dunkle Einheit, geben den harmonischen Zügen einen barocken Rahmen. Pater Gabriel! Er geht nicht: Er wallt,

schreitet, rauscht. Sein schwarzes, bis zum Boden reichendes Gewand scheint dem leicht vorgebeugten wieselflinken Körper nur zögernd zu folgen. Das Weltliche und das Geistliche sind hier eine Symbiose eingegangen, wobei der geistliche Habitus den Schwung bremst, als wolle er auf das Unbotmäßige weltlichen Seins hinweisen. Pater Gabriel lebt diesen Widerspruch aus: Er weist das Geistliche in seine Schranken, ist ihm zugleich einen Schritt voraus, überlistet weltmännisch den trägen Kirchengott. Gabriels Auftreten ist polyglott, verbindlich, einnehmend: Weltmann im Kirchenhabit, Manager in Sachen Pfründe.

Er hat uns sofort als Deutsche erkannt. Dies ist sein Reich: Campingplatz, Toilette, Dusche. Was denn die Übernachtung koste, möchte ich wissen. „Die Kirche freut sich über Gäste, jeder gibt nach Belieben, der Arme wenig, der Reiche viel.“ Schlitzohr! Sind wir arm? Sind wir reich? Knausern möchte man nicht, andererseits ist die Kirche reich genug. Ich drücke mich zunächst vor der Entscheidung der angemessenen Gebühr. Ob wir die Kirche und das Museum schon gesehen hätten? „Die Kirche, ja!“ Ein Fingerzeig des Gottesmannes und wir folgen ihm brav. Pater Gabriel führt uns in den Vorraum des Museums: Allerlei Souvenir- und Touristenkram liegt hier zum Verkauf aus. Was hat den Mann bloß dazu bewogen, Priester zu werden? Als Geschäftsmann wäre er schon stinkreich. Durch das Museum lässt er uns allein gehen. Es lebt ganz im Stil der makedonischen Häuser Kastorias. Schön geschnitzte, ausladende Holztische, die zum Tafeln einladen. Bänke, die an den Rückwänden mit weichen Polstern und Teppichen bedeckt sind. In den Schlafräumen gibt es tiefe, in die Wände eingelassene Schrankverhaue. Als wir wieder im Vorraum ankommen, ist Gabriel schon da. Ein Museumsbesuch kostet natürlich Eintritt. Als ich frage, wie viel, zuckt der heilige Mann die Achseln. Man gibt! Also gebe ich. Natürlich zu viel.

Wir fahren noch einmal die drei Kilometer in den Ort, bummeln, essen Pizza griechisch mit Fingern und fahren

dann zurück zum klerikalen Campingplatz. Gabriel sitzt hinter der Kirche, lacht, trinkt, unterhält sich mit Freunden.

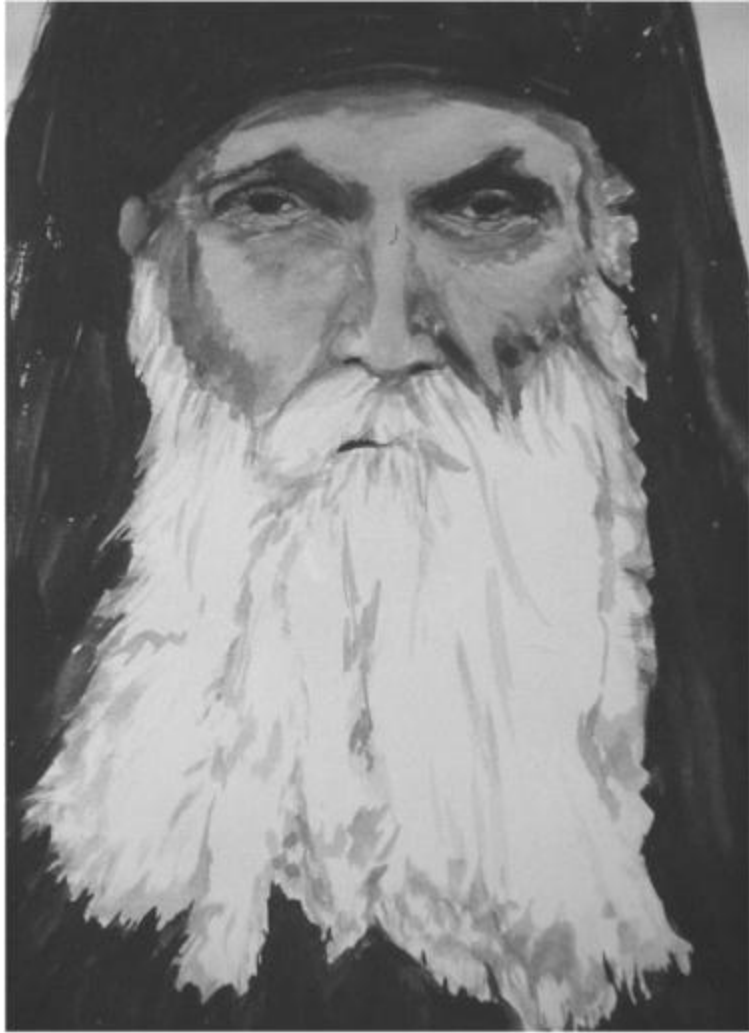
Dass die andere Seite seiner Doppelrolle nicht zu kurz kommt, beweist ein polnisches Ehepaar. Pater Gabriel tut Gutes: Er verschafft dem Mann Arbeit, sodass er nach drei Monaten Griechenland reicher als zuvor und mit dem Segen der Kirche versehen wieder zurück in die Heimat fahren kann.

Gabriels Renommee ist international. In seinem Büro liegt ein deutschsprachiger Griechenlandführer. Darin ist werbewirksam der Hinweis zu lesen, dass Pater Gabriel schon mal den einen oder anderen auf dem Kirchengelände gegen eine kleine Spende hat campen lassen. Der Führer untertreibt: Gabriel ist Profi!

Wir schlafen gut in dieser Nacht. Am nächsten Morgen reiche ich unserem Schutzheiligen einen Geldschein. Unbesehen steckt er ihn in die weiten Taschen seiner Soutane.

Zum Fototermin holt er seine schwarze Kopfbedeckung: Nur so ist der Pope vollständig und standesgemäß. Die Pose ist perfekt.

Zum Abschied reicht er uns die Hand und eilt wenig später schon wieder mit ausgreifenden Schritten und wallendem Gewand über sein Campingareal. Im Vorübergehen hebt er Papier auf und schaut nach dem Rechten. Natürlich zählt er dabei auch die Schäfchen, die ihm noch geblieben sind.



Api, mein Freund

Offensichtlich bin ich bei der Wahl meiner Freunde nicht vorsichtig genug. Da ist mir einer zugelaufen und nun habe ich ihn am Hals und bin gewissermaßen mitverantwortlich für allen Fug und Unfug, den er anrichtet. Man blickt mich an, zeigt mit dem Finger auf ihn und sagt mit einem Anflug von Vorwurf in der Stimme: „Das ist dein Freund!“

Mein Freund heißt Api. Eigentlich heißt er Apostolos. Griechen haben solche klerikalen Namen. Sie können nichts dafür, stehen aber trotzdem dazu. Ich kenne mehrere Apostolosse.

Den, von dem hier die Rede sein soll, nennen alle Api.

Api, das hat schon so etwas Kurzes, Uernstes, Äffchenhaftes. Dieser Api hat wahrlich nichts, was ihn zu einem Obergriechen, zu einem jener Zeus- und faunhaften Hellenen machen könnte: er hat weder Bart noch Bauch, weder das Zeug zum halsabschneiderischen Reeder noch das Talent, mit Panflöte und Leier zu hantieren, weder Haare auf der Brust noch einen apollgleichen Körper. Er ist kein Onassis, kein Orpheus und auch kein Zorbas. Nein Api ist einfach nur Api. Er ist klein und schmal, fast mickrig und natürlich ist er schwarzhaarig wie fast alle Griechen. Noch keine dreißig Jahre alt und schon werden ihm die Haare licht. Aber auch das ist nichts Besonderes. Unauffällig gewissermaßen ist der ganze Kerl.

Eigentlich gibt es nur zwei Dinge, die ihn vor anderen Sterblichen auszeichnen: Das eine ist seine Lache und das andere sein Glaube, er sei der Grieche in Reinkultur.

Das erste, Apis Lachen, ist schnell beschrieben: Man stelle sich vor, in einem Stall voller Ziegen explodiere ein Kanonenschlag, so ein Silvesterknallkörper. Genauso wie das gellende Ziegegeblöke Sekunden nach dem Knall klingt Apis Lachen. Api macht häufig einen Witz und wenn

dann keiner lacht, explodiert der Kanonenschlag in besagtem Stall. Meist sind dann alle sehr betreten.

Apis zweite Eigenschaft ist komplizierter: Es ist sein Griechentum. Api hat ein graecozentrisches Weltbild, das auf fünf festgefügt und unwandelbaren Pfeilern ruht.

1. Gott schuf Menschen und Griechen.

2. Da Gott Grieche ist, schuf er zur Erbauung der Menschen und der Griechen die Frau.

3. Der Grieche ist allen Menschen überlegen und jeder Frau weit überlegen, weil er äußerst trinkfest ist, wenig Schlaf braucht, immer und ewig das Richtige tut, weiß, wo es den besten Ouzo gibt und weil er, wann und wo immer ihm danach ist, über die Stränge zu hauen vermag.

4. Wenn ein Grieche Bock auf etwas hat, dann hat selbiger zu springen.

5. Einem Griechen wird immer und überall alles verziehen, weil er Grieche ist.

Mit diesem Weltbild lebt Api nun schon eine Weile mehr oder weniger ordentlich. Er schlägt sich so recht und schlecht durch in einer Welt, in der es von Nichtgriechen und ungriechischen Griechen nur so wimmelt.

Dieser Api ist mir also eines Tages als Freund zugelaufen und ehe ich mich versah, hatte ich ihn am Hals und werde ihn nicht mehr los. Zu seinen Freunden muss man ja auch stehen, in Freud und Leid.

Wie ich zu Api kam? Eine recht einfache Geschichte.

Eines Sommers schickten gute Freunde ihre kritische, rothaarige, sich im schönsten Backfischalter befindliche Tochter Wiebke, die beste Freundin unserer Tochter, mit uns in die blaue Ferne. Diese Wiebke fand tatsächlich sehr bald Gefallen an Land und Leuten und nicht zuletzt an dem damals etwa zwanzigjährigen Api, der so herrlich laut mit seinem Moped knattern und vogelgleich die kurvenreichen Bergstraßen hinauf jagen konnte. Wiebkes Haare flatterten wie eine rote Fahne im nächtlichen Wind, als sie sich im rasenden Höhenflug an den schmächtigen Schultern des